

Zeitpunkt

SEITE

BERNER ZEITUNG

www.bernerzeitung.ch 23

«Wir sind überfordert, weil niemand weiss, was auf uns zukommt»

KRISENJAHR 2015 Plötzlich war Europa mit einer menschlichen Katastrophe konfrontiert, die wir eigentlich nur aus den fragilen Ländern des Südens kennen. Der erfahrene Nothelfer Fred Lauener, seit Jahren an humanitären Brennpunkten im Einsatz, erklärt, wie nahe uns die Krise noch kommen könnte.

Zuerst Afghanistan, dann zum Erdbeben in Nepal, später auf der Balkanroute der Flüchtlinge in Ungarn und auf Lesbos: Herr Lauener, Sie standen 2015 an fast allen Krisen-Hotspots im Einsatz...

Fred Lauener:...lassen Sie mich gleich präzisieren: Ich arbeitete an einigen Brennpunkten, richtig, aber nur dort, wo auch die Medien waren. Es gibt viel mehr Krisen als unsere Aufmerksamkeit verkräftet. Ich war nicht in Nigeria, nicht in Zentralafrika, nicht in Kambodscha, wo es auch Hunderttausende von Flüchtlingen gibt. Da reden wir nicht darüber und posten kein Facebook-Fähnlein, wenn dort ein Attentat passiert. Die Beziehung zwischen Medienöffentlichkeit und Spendenbereitschaft ist sehr eng. Das ist die Realität.

Wie genau?
Ich erinnere mich, als ich 2006 nach einem verheerenden Erdbeben in Java im Einsatz stand. Eine oder zwei Wochen nach der Katastrophe brach der kurze Krieg zwischen Libanon und Israel aus, die Medienaufmerksamkeit verlagerte sich, und sofort zogen auch die Hilfswerke nach. Auf Java blieb fast niemand zurück, typischerweise.

Wie typisch war aus Ihrer Sicht das Krisenjahr 2015?

Es hat sich 2015 eine Entwicklung fortgesetzt, die ich als Zuspitzung charakterisieren würde. Krisen häufen sich, es sind nicht mehr nur Naturkatastrophen, und sie kommen näher Richtung Europa.

Was bedeutet das?

Weiter entfernte Katastrophen fallen aus unserem Fokus. Gleichzeitig schürt die geographische Nähe von Krisen die Medienaufmerksamkeit. Und die Erwartung an die Hilfswerke. Die Mittel für die Hilfe aber nehmen nicht zu. Das ist eine Zerreissprobe, die uns überfordert.

Materiell?

Auch, aber nicht nur. Wer jetzt behauptet, ihm oder ihr sei klar, wie man mit dem Flüchtlingsstrom umgehen soll, nimmt den Mund ziemlich voll. Wir wissen nicht, was in den nächsten Jahren auf uns zukommt, und wir wissen auch nicht genau, wo man jetzt ansetzen soll mit der Hilfe. Das macht die Überforderung aus – die bis in unseren Alltag vordringt.

Auch in den Ihren?

Auch ich persönlich kann die Überforderung nicht einfach ausblenden. Etwa angesichts der Tatsache, dass das da jetzt mehrere Hunderttausend junge Männer, viele von ihnen nirgends offiziell registriert, nicht nur aus Syrien, sondern aus allen möglichen Ländern, nach Europa kommen. Ihre Arbeit besteht auch darin, mit Überforderung umzugehen. Wie finden Sie heraus, wenn Sie

in ein Krisengebiet kommen, was jetzt am besten zu tun ist?

Ich versuche mir vor Ort möglichst rasch einen Überblick über die Bedürfnisse zu schaffen, indem ich etwa mit den Behörden rede, mit Organisationen wie dem UNO-Flüchtlingshilfswerk UNHCR, vor allem aber auch mit lokalen Hilfsorganisationen, welche die Verhältnisse am besten kennen und meist bereits präsent sind. Im Prinzip sind in Notsituationen immer die simplen Dinge gefragt: Auf die Leute zugehen, Fragen stellen, zuhören – und praktische Lösungen finden.

Praktikable Lösungen?

Ich kann das am Beispiel der griechischen Insel Lesbos schildern, wo ich vor einigen Wochen für das Hilfswerk Caritas mithalf, ein grösseres Projekt vorzubereiten. In Griechenland stellte sich das Problem, dass die soziale Situation an sich schon kritisch war, wegen der Finanzkrise und den Auflagen der EU, die Griechenland erfüllen muss. Die Arbeitslosigkeit beträgt dort 30, bei den Ju-

«Es gibt viel mehr Krisen als unsere Aufmerksamkeit verkräftet.»

gendlichen 60 Prozent. Nun landeten noch die Massen von Flüchtlingen, und der Tourismus, der wichtigste Wirtschaftszweig, kam praktisch zum Erliegen. Man konnte also nicht alles nur exklusiv für die Flüchtlinge tun...

...und die ansässige Bevölkerung quasi links liegenlassen.

Genau. Man musste versuchen, das lokale Gewerbe in die Bewältigung der Flüchtlingskrise einzubinden, sonst wäre die soziale Situation eskaliert. Den billigeren Hotels gelang das bereits teilweise, indem sie ihre Zimmer direkt an Flüchtlinge vermieteten. **Die sich das leisten können?** Ja, es gibt auch Flüchtlinge, die das können, weil sie Geld haben. Mit unserem Projekt stellen wir nun einen im Winter leerstehenden Hotelkomplex für bedürftige, mittellose, kranke Flüchtlinge als wintersichere Transitunterkünfte bereit. Für etwa 20 000 Menschen, das ist mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein.

Wirklich?

Ja. Das Projekt gibt Beschäftigung für die einheimische Bevölkerung und den Flüchtenden ein paar Tage an der Wärme. Sie können Kleider waschen, die Kinder kommen zum Spielen. Und die Leute können sich Informationen beschaffen, ihr grösstes und wichtigstes Bedürfnis.

Wie das? Ich meinte, Flüchtlinge sind recht gut darüber im Bild,



Krisenbrennpunkt Nepal. Hilfskräfte von Rotem Kreuz und Rotem Halbmond arbeiten sich im Bhaktapur-Distrikt durch die Trümmer nach dem verheerenden Erdbeben vom 29. April. SALENDRA KHAREL / INTERNATIONAL FEDERATION RED CROSS / HANDOUT



Krisenbrennpunkt Griechenland. Flüchtlinge schützen sich mit Thermalfolien gegen die Oktober-Kälte, nachdem sie von der türkischen Küste per Boot auf die griechische Insel Lesbos übergesetzt haben. SANI PALACIOS



Krisenbrennpunkt Balkan-Route. Flüchtlinge aus Syrien ruhen sich auf ihrer Reise Richtung Europa in einem Gewächshaus unweit des ungarischen Grenzorts Röszke aus. Muhammed Muheisen

was sie in Europa erwartet und wie sie sich durchschlagen.

Es ist eine der grossen Absurditäten der aktuellen Situation, dass die meisten Flüchtlinge ausschließlich mit Schleppern auf illegalen Routen unterwegs sind, mindestens, bis sie in Griechenland ankommen. Das ist inzwischen eine riesige Industrie mit eigener Agenda, eigenen ökonomischen Interessen und eigener Informationspolitik. Ich habe auch schon Syrer getroffen, die in die Türkei flogen, mit der Passagierfähre nach Griechenland übersetzten und erst dort Flüchtlingsbusse bestiegen. Die Reise auf dem ordentlichen Luft-, Wasser- und Schienenweg wäre billiger und sicherer als die lebensgefährlichen Wuchertrips der Schlepper.

Wissen das die Flüchtlinge?

Häufig nicht. In der gut geölten Schlepperindustrie greift ein Rädchen effizient ins andere.

Wie genau?

Eine Überfahrt im Motorboot aus dem türkischen Izmir ins griechische Lesbos kostet 1000 Euro pro Person, dazu kommt der Zwangserwerb einer sündhaft teuren Schwimmweste. Am Hafen in Lesbos wartet zum Empfang eine ganze Branche. Sie nehmen den Leuten die Schwimmwesten ab und verkaufen sie später weiter. Der Ausenbordmotor wird abgeschraubt, gereinigt, zurück in die Türkei gebracht und wieder verkauft. Später in Piräus bezahlen viele Flüchtlinge 10 Euro, nur damit sie ein Vermittler der Schlepper durch den Hafen zu einem wartenden Bus lotst.

Der Richtung mazedonische Grenze fährt?

Ja – allerdings nicht ein legales Linienfahrzeug, sondern ein von Schleppern organisierter Bus. Ein Ticket ist nur zu einem Wucherpreis zu haben, nach 30 Kilometern täuscht der Chauffeur eine Panne vor, die Passagiere werden ausgeladen und ihrem Schicksal überlassen, der Bus jedoch fährt zurück und holt die nächsten Flüchtlinge. Das habe ich alles gesehen und erlebt. Es ist ganz im Sinn der Schlepperorganisationen, dass Flüchtlinge meist nicht wissen, dass sie mit offiziellen Bussen legal weiterreisen könnten.

Mit der Folge, dass viele Flüchtlinge unregistriert in Europa unterwegs sind.

Das ist etwas, was mir persönlich wirklich Bauchweh macht. Mittlerweile funktionieren die Kontrollen und Registrierungen besser, aber tatsächlich sind seit dem Beginn der Flüchtlingswelle Hunderttausende Menschen nach Europa gekommen, von denen man nicht wirklich weiss, wer sie sind und woher sie kommen.

Sie haben keine Pässe?

Mit syrischen Pässen, gefälscht oder toten Soldaten abgenommenen, läuft ein schwungvoller Handel, und wenn einer einen syrischen Pass vorweist, heisst das

Fortsetzung auf SEITE 24

Greater Berne



Nichts über Hockey

Positive aus dem Hockeyleben in meiner Heimatstadt berichten lässt sich derzeit wenig. Unser neues Stadion bringt nichts als Niederlagen, Zorn und Frust. Biel hat nur zwei Punkte mehr als die Memmen aus dem Tal. Fucking unvorstellbar!

Ich rede deshalb bis auf Weiteres nicht über Hockey. Besonders gut geht das natürlich mit Leuten, die eh keinen Blassen davon haben. Wie der alte Bekannte, der als Versicherungsheini arbeitet. Als ich ihn kürzlich zum Schümlü-Pflümlü (zwölfmal besser als Glühwein!) traf, wedelte er mit der Pressemitteilung seines Arbeitgebers herum. «Da!», sagte er. «Die Hitliste der geistigen Schadensmeldungen des Jahres! Das ist etwas für dich, Journalist!» Er hatte Recht.

Auf Platz 8 der besagten Liste wurde ein Versicherungsnehmer zitiert, der mehrmals gemahnt worden war. Er schrieb: «Alle Rechnungen werden bei mir in eine grosse Trommel geschüttet, aus der ich am Anfang jeden Monats drei Rechnungen mit verbundenen Augen herausziehe. Diese bezahle ich dann sofort. Ich bitte Sie zu warten, bis das grosse Los Sie getroffen hat.»

Platz 6 ging an einen Patienten mit verstauchtem Handgelenk. Er teilte der Versicherung mit: «Die Massage hat meinem Handgelenk wieder auf die Beine geholfen.»

Ganz oben auf der Liste angekommen, kamen mir dann doch wieder die Spieler des EHC Biel und ihre pitoyablen Vorstellungen in den Sinn. Auf Platz 1 schaffte es ein Unfallfahrer, der sich bei seiner Versicherung rechtfertigte: «Das Reh lief in den Wagen, aber ohne sich um den Schaden zu kümmern, lief es weiter in den Wald.»

Fabian Sommer schreibt die Kolumne «Greater Berne» abwechselnd mit den Redaktoren Maria Künzli, Peter Meier und Nina Kobelt. greaterberne.bernerzeitung.ch

Schnellschuss

Blockhüttenparty im Stadtzentrum

Was haben Glühweintankstellen im Hänsel-und-Gretel-Blockhaus oder Fonduezelte in Jurtenform mitten in der Stadt verloren? Warum haben sie Zulauf? -Weil der gewärmte Fusel aus der Literweinflasche fehlende Weihnachtsstimmung stiftet. -Weil kalte Füsse beim realen Gruppenherumstehen besser sind als soziale Kälte in der Facebook-Community. -Weil die Landliebe im Weihnachtsstress keine Zeit hat, aufs Land hinaus zu fahren. -Weil sich hier die neue Outdoorwäsche testen lässt. -Weil wir insgeheim alle Dörfler sind. svb

Der «Schnellschuss» gabelt künftig einen Ärger, eine Frage oder einen Augenblick der Woche auf.



Krisenbrennpunkt Nordirak. Mitarbeiter des Korps für humanitäre Hilfe organisieren den Zeltaufbau in der Nähe des von Tausenden Flüchtlingen bewohnten Camps von Bahrka. MICHAEL FICHTER

Fortsetzung von SEITE 23

oft gar nichts. Aber es fehlt eben auch an Ressourcen auf Behördenseite, an Übersetzern, die sofort erkennen könnten, ob der mit dem Pass wirklich aus Syrien oder doch nicht eher aus Tunesien oder Marokko stammt. Für eine humanitär engagierte Person sind Sie ziemlich kritisch. Mir ist wichtig, dass wir mit der absoluten Kollektivbeurteilung von Flüchtlingen aufhören. Was sie von uns unterscheidet ist vor allem, dass uns häufig die böse Ahnung plagt, unser schönes Leben könnte vielleicht in Gefahr geraten, während sie sich erst einmal um ihr Überleben kümmern müssen. Aber sonst sind es Menschen wie wir anderen auch. Es gibt sympathische und unsympathische, ehrliche und unehrliche, politische und unpolitische, religiöse und nichtreligiöse. Sowie gefährliche und ungefährliche?

Es reden ja alle immer von der Gefahr, die von den jungen, starken, muslimischen Männern ausgeht, was nicht von der Hand zu weisen ist. Sie kommen mit 16, 17 Jahren von der Schule, haben keine Perspektive, versuchen es vielleicht mit Sport und sind anfällig für den Dschihad. Aber ausgerechnet diese Altersgruppe wird in der Welt der Hilfsprojekte kaum berücksichtigt. Es gibt Geld für Kinder, für alte Leute, für Familien. Aber es ist extrem schwer, von institutionellen Geldgebern Unterstützung für Projekte mit jungen Männern zu bekommen. Dabei gäbe es gute Beispiele. Auch aus der Schweiz?

Ja. Beispielsweise reiste im vorletzten Herbst die junge Truppe der Volksbühne Basel in den kurdisch kontrollierten Nordirak. Sie gastierte mit dem adaptierten Romeo-und-Julia-Stück Selam Habibi und veranstaltete Workshops, auch mit Jugendlichen in Flüchtlingslagern. In solche Projekte sollten wir viel mehr investieren. Sehr viele Leute wollen derzeit den Flüchtlingen helfen, oft reisen sie in kleinen Privatinitiativen vor Ort, um Kleider oder Essen zu verteilen. Ist das effizient oder mehr etwas gegen das schlechte Gewissen?

Eigentlich müsste ich sagen, dass es grundsätzlich nicht gut ist, Kleider hier zu sammeln. Man sollte das vor Ort machen, um dem lokalen Gewerbe etwas zurückzugeben. Aber anders als nach einem Erdbeben, wenn kleine Initiativen die professionelle Hilfe vor Ort oft behindern, erzie-

len die Grüppchen in diesem Fall tatsächlich Wirkung. Vor allem, weil wir zum ersten Mal mit einer grundsätzlich neuen Dynamik konfrontiert sind.

Welche neue Dynamik? Normalerweise arbeitet man stationär, in einem Flüchtlings-

«Ich mache meinen Job und rette nicht die Welt.»

camp, man plant ein Projekt, organisiert Geld, führt es aus. Das funktioniert in der aktuellen Krise nicht.

Warum nicht? Die Flüchtlinge sind permanent in Bewegung, weil man nie weiss, wo der nächste Übergang gesperrt wird. Ich war in Röske an der ungarischen Grenze zu Serbien, ich hatte sogar eine Vollmacht dabei und hätte Geld sprechen können für kleinere Projekte. Doch sie wurden heute beantragt und morgen wieder abge sagt, weil sich die Bedürfnisse so schnell ändern. Grosse klassische Hilfswerke mit oft schwerfälligen Bewilligungsapparaten sind überfordert. Die kleine mobile Hilfe ist deshalb extrem wertvoll und leistet manchmal Dinge, die sonst vergessen gehen.

Zum Beispiel? Als in Röske die Grenze geschlossen wurde, dachte trotz der Kälte kein Hilfswerk daran, den Leuten etwas Warmes auszuschenken. Ein paar deutsche Jugendliche verteilten Tee und Suppe. Es war genau das Richtige. Ich kriege viele Telefone, man fragt mich, wo man auf der Balkanoder auf der Italienroute am bes-

ten helfen würde. Die Leute erkundigen sich bei Kirchen und Klöstern, ohne Berührungssängste, sie sammeln gezielt Winterkleider oder Schuhe und fahren rasch dorthin, wo die Sachen gebraucht werden. Das ist sehr hilfreich. Und es gibt einen zweiten positiven Effekt.

Welchen? Es ist eine Möglichkeit, sich in der Schweiz spontan zu engagieren. Es geht nicht darum, das schlechte Gewissen zu beruhigen. Aus der Sicht der Flüchtlinge sind die kleinen Helferkonvois ein deutliches Zeichen, dass es da Leute gibt, die ihnen positiv gesinnt sind, die Solidarität zeigen. Wichtig ist aber auch, dass man die grossen Organisationen und die flexible, private Kleinhilfe nicht gegeneinander ausspielt.

Bleiben Sie eigentlich trotz permanenter Stresssituationen im Einsatz immer cool und überlegt? Die vielen Ungerechtigkeiten auszuhalten, die man sieht, ist eine Herausforderung, kein Zweifel. Mir hilft sehr, dass ich ein stabiles privates Umfeld habe. Es ist wichtig, ausgeruht und ausgeglichen einen Einsatz anzutreten. Bei der Arbeit vor Ort funktioniert er ähnlich wie ein Sanitäter.

Das heisst? Empathie ist fundamental, aber man darf die Emotionen und Erlebnisse nicht wie eine Welle an sich herankommen lassen. Ich gehe hin und komme wieder zurück. Ich mache meinen Job und rette nicht die Welt. Diesen professionellen Modus muss man sich aneignen, das gehört zum mentalen Überlebens-Kit. Ist es auch ein Kick, immer wieder in Krisengebiete zu reisen – es ist ja auch gefährlich? Ich empfinde keinen Kick. Es ist eine Arbeit, die ich gerne mache,

weil ich gerne unter Menschen bin. Ich verdiene weniger als ein Banker, aber die Intensität ist mindestens so hoch. Es kann hin und wieder heikle Momente geben, wie in Afghanistan, wo ich im Frühjahr war und wohin ich in der aktuellen Situation nicht mehr reisen würde. Ich bin auf Missionen eher der vorsichtige Typ. Für Abenteuer und Draufgänger ist das der falsche Job.

Kommt es trotzdem vor, dass die Emotionen Sie übermannen?

Ich bin im Einsatz nicht der Typ, der Flüchtlingskindern über den Kopf streicht. Ich versuche klar, effizient und so strukturiert wie eben möglich zu arbeiten. Vor einem Jahr war ich im Nordirak, ich arbeitete dort unter anderem im Umfeld von traumatisierten jesisdischen Kindern, die, man kann es nicht anderes sagen, dem Teufel in die Augen geschaut haben. Ich machte Porträts von ihnen mit meinem Handy, die ich vergrössern liess und nun hier in meinem Büro stehen. Ich weiss,

«Man nennt sie Flüchtlingslager, aber in der Realität sind es Ghettos.»

ehrlich gesagt, nicht genau, was mit ihnen anfangen soll, aber sie sind wohl ein Ausdruck davon, wie sehr mich die Begegnung mit den Kids berührte.

Nach dem Erdbeben diesen Frühsommer waren Sie in Nepal im Einsatz, wo der Zeitdruck immens war.

Das stimmt. Ich war sechs Wochen in Nepal, eine absolute Notfall-Situation, in der es darum

wirkte in Führungspositionen von Nonprofit-Organisationen und erwarb sich durch Tätigkeiten etwa beim Schweizerischen Korps für Humanitäre Hilfe (SKH) sowie bei privaten Hilfswerken jahrelange Erfahrung an Krisenschauplätzen auf der ganzen Welt. Heute finden seine internationalen Einsätze meist in fragilen, komplexen Umfeldern statt.

Fred Lauener lebt in einer Patchwork-Familie mit sechs inzwischen erwachsenen Kindern. Er wohnt in Basel und in Genes-terio (TI). jz



ZUR PERSON

Fred Lauener Von seinem Büroarbeitsplatz in einem umgenutzten Stellwerkshäuschen direkt am Wasser kann man die Containerschiffe, die hier gelöscht werden, fast berühren. Das weltläufige, geschäftige, ungekünstelte Flair des Basler Rheinhafens spiegelt die Persönlichkeit von Fred Lauener (56). Lauener arbeitet heute als selbständiger Konsultant für humanitäre Hilfe und zivile Friedensförderung, meist im Auftrag von Hilfswerken, sowie als Spezialist für Medienarbeit und Kommunikation. Er war ursprünglich Journalist,

geht, für die Leute ein Dach über dem Kopf zu organisieren. Der Zeitdruck war hoch, weil die Monsunzeit unmittelbar bevorstand. Ich koordinierte ein Projekt von Caritas und Glückskette, in dem wir gegen 100 provisorische Schulen in sechs vom Erdbeben teilweise komplett zerstörten Gemeinden der Provinz Sindhulpackock provisorisch wieder aufbauten. Es gelang, sie gerade noch rechtzeitig vor dem grossen Regen herzurichten und den Kindern und ihren Lehrerinnen und Lehrern zu übergeben.

Schläft man da überhaupt noch? In solchen Situationen möchte man durcharbeiten, aber man muss sich zwingen, genug zu schlafen und auch mal einen Freitag zu nehmen, weil man sonst riskiert, aus Müdigkeit folgen-schwere Fehler zu machen.

In Jordanien, im Libanon, in der Türkei, im Nordirak gibt es immer mehr teilweise riesige Flüchtlingslager. Ist das die Zukunft?

Ich war, vor Jahren schon, im ostkenianischen Flüchtlingslager von Dadaab, das es seit 1992 gibt und 500 000 Menschen beherbergt. Unvorstellbar. Das ist eine Grossstadt mit allem, was dazu gehört, Spitäler, Supermärkte, Bordellen, Moscheen. Eine ganze Generation ist dort schon aufgewachsen. Im Nordirak und in der Türkei sind kleinere solche Lager entstanden, aber ebenfalls mit Infrastruktur für den Langzeiteinsatz.

Das bedeutet?

Man nennt sie Flüchtlingslager, aber in der Realität sind es Ghettos für Menschen, die keine Rechte, keine Perspektiven und null Bewegungsfreiheit haben. Es ist für mich ein Horrorszenario, aber ich glaube, es ist in Zukunft auch für Europa nicht unrealistisch.

Bleibt die Schweiz verschont?

Ich weiss es nicht. Niemand weiss es. Aber ich rechne eher damit, dass die Schweiz 2016 stärker herausgefordert sein wird als bisher. Vordergründig wurde die Schweiz verschont, weil sie für die meisten Flüchtlinge ein Transitland ist. Das kann sich rasch ändern. Stark betroffen sind wir in der Schweiz von politischem Druck, Angstmacherei, Propaganda. Viele Leute sind verunsichert, und oft weiss man nicht, wie man Flüchtlingen begegnen soll, die vielleicht in der Nachbar-gemeinde untergebracht sind. In den Köpfen sind wir von der Flüchtlingskrise überhaupt nicht verschont geblieben.

Interview: Jürg Steiner